

Lametta, Goldgespinste und Seidenfäden

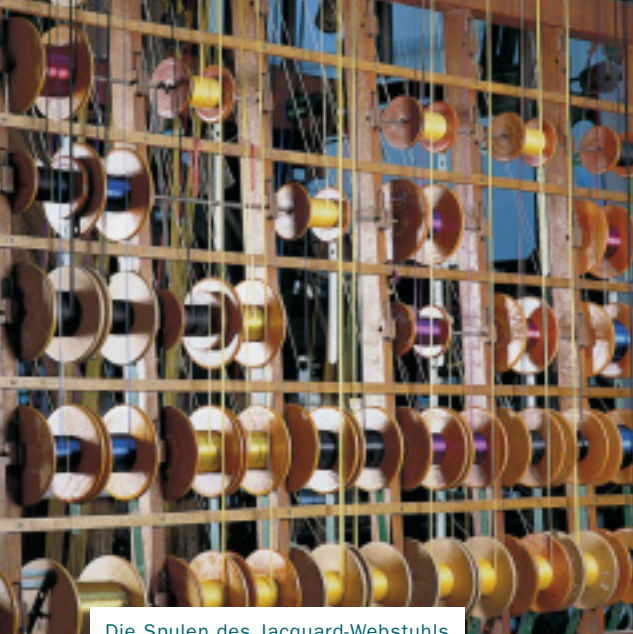
Ein Museum im mittelfränkischen Roth erzählt die Geschichte der »Leonischen Industrie«



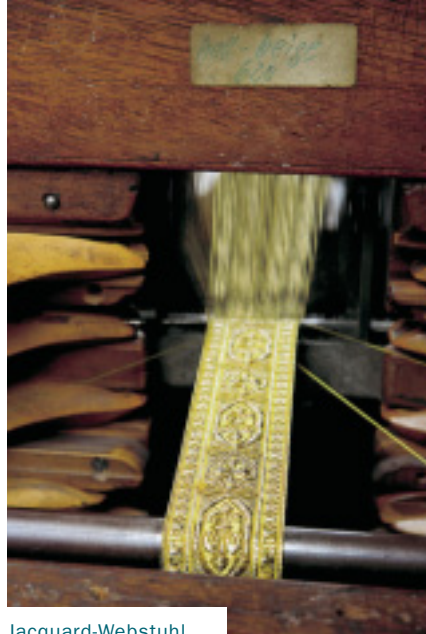
Engelhafter Weihnachtsschmuck,
Foto: Wolfgang Stähler

ÜBER UND ÜBER bunte Spulen, goldene Borten und riesige Maschinen – man weiß gar nicht, wo man zuerst hinschauen soll, wenn man das Fabrikmuseum der Leonischen Industrie im mittelfränkischen Roth betritt. Der Blick ist gebannt von mit glänzenden Fäden bespannten Webstühlen, von komplizierten Häkelmaschinen und von Werkbänken, an denen einstmal Draht verarbeitet wurde.

DOCH DANN FÄLLT DER BLICK auf den betriebsamen Leiter des Museums: Vor einem steht ein 75-jähriger Mann, klein und füllig, doch am Blitzen seiner Augen erkennt man, dass er erreicht, was er sich vorgenommen hat. Der agile Mann ist Walter Gsänger, ehemals Werkzeugmacher und ehrenamtlicher Museumsleiter des Fabrikmuseums der Leonischen Industrie in Roth.



Die Spulen des Jacquard-Webstuhls in der großen Werkshalle,
Foto: Fabrikmuseum der Leonischen Industrie



Jacquard-Webstuhl produziert eine Borte,
Foto: Fabrikmuseum der Leonischen Industrie



Museumsleiter Walter Gsänger führt durch die Sammlung,
Foto: York Langenstein

WENN GSÄNGER zu erzählen beginnt, vom ersten Verleger der »leonischen Waren« in Roth 1590, taucht man ein in die Vergangenheit: Die Heimatstadt jenes hugenottischen Einwanderers, Lyon, gab dem außergewöhnlichen Handwerk seinen Namen. Unter »leonischen Waren« versteht man aus feinen Metallfäden hergestellte Gespinste, Gewebe, Borten oder Geflechte. Diese wurden beispielsweise für Tressen und Litzen beim Militär, aber auch in kirchlichen Ornaten oder vornehmen Gewändern des Adels verwendet. Einen speziellen Markt fand das leonische Gewerbe in der Herstellung von Christbaumschmuck wie Lametta oder Goldgirlanden.

ANHAND HISTORISCHER Werkzeuge und Geräte kann man im Fabrikmuseum Roth den gesamten Verarbeitungsprozess vom bloßen Metall bis zum feinsten Gespinst nachvollziehen. Doch etwas anderes macht den Museumsbesuch zum Erlebnis: Bei den Führungen werden die Maschinen zum Leben erweckt. Mit ohrenbetäubendem Getöse beginnt der durch Lochkarten gesteuerte Jacquard-Webstuhl sein Wunderwerk. Aus einer Vielzahl bunter und glänzender Spulen werden wie von Geisterhand Borten mit komplizierten Mustern gewebt. Schritt für Schritt kann man den Weg des Fadens zur Borte verfolgen – von der Lochkarte über ungezählte Stahlstifte, welche die Fäden befehligen, die dann die feinen Muster erzeugen. Es waren Generationen von Tüftlern, die lange vor der Computersteuerung solche Maschinen beherrschbar machten.

DER MASCHINENPARK des Museums ist in liebevoller Kleinarbeit zusammengetragen worden. Acht Männer des Historischen Vereins Roth – darunter Gsänger – hatten sich 1986 zusammengefunden, um das fast schon verlorene Wissen um die Leonische Industrie zu bewahren. »Es ist einfach unsere Tradition in Roth«, sagt der zupackende Museumsleiter. So wie er es sagt, steht außer Frage, dass diese Tradition auch erhalten werden muss.

UND SO MACHTEN sich die Gründerväter des Museums auf die Suche nach historischen Zeugnissen des Industriezweigs. In Lager- und Fabrikhallen ehemaliger leonischer Betriebe rund um Roth stöberten die älteren Herren. Was sie für das Museum brauchen konnten, trugen sie zusammen. Den Transport zahlte der damalige Vorsitzende des Historischen Vereins, Otto Schrimppf,

aus eigener Tasche. Aber der Aufbau des Museums konnte nur funktionieren, weil alle mit anpackten. »Früher, da habe ich bei einem solchen Abbau Urlaub genommen«, erwähnt Gsänger wie selbstverständlich, »heute bitte ich meine Freunde aus dem Sportverein um Hilfe. Schließlich sind wir alle nicht mehr die Jüngsten.« In gemeinsamer Anstrengung trugen die Museumsgründer eine einzigartige Sammlung von Abbildungen, Dokumenten und schließlich Maschinen zusammen, die exemplarisch anhand der Geschichte eines Gewerbes die gesamte wechselvolle Geschichte der Industrialisierung erzählt.

SEIT DER ERÖFFNUNG des Museums 1988 ist die Suche nach Objekten einfacher geworden. Immer wieder rufen Betriebe aus der Umgebung an, ob Gsänger noch ein paar alte Stücke benötige. Dabei hat der eigentlich kaum mehr Platz. »Schau's dir halt mal an«, sagen die Anrufer, und dann werden die potentiellen Museumsstücke doch begutachtet und landen am Ende zumindest im Depot.

SO IST WALTER GSÄNGER ständig auf Achse. Mit ihm engagieren sich rund zwei Dutzend weitere Frauen und Männer fürs Museum. Je nach Neigung und Vorkenntnissen arbeiten sie als Museumsführer, erforschen historische Details des leonischen Gewerbes oder reparieren und warten die Maschinen. Als moderner Freizeitmensch wundert man sich: Warum opfern die Rother einen großen Teil ihrer Zeit für das Museum? Irritiert von einer solchen Frage antwortet Gsänger nur: »Mir macht's einfach Spaß.« Und später, auf mehrfaches Nachfragen, bringt er noch heraus: »Das weckt halt meine Lebensgeister.«

UND SCHON ERZÄHLT er von seinem nächsten Projekt: der Aufstellung eines Wasserrades nach historischem Vorbild. Seit zwei Jahren arbeitet er an der Realisierung dieser Idee, um eine der wichtigsten Standortbedingungen für das Gewerbe zu verdeutlichen. Bürgermeister, Landrat, örtliche Unternehmen und natürlich eine Menge Mäzene – unter Aufbietung aller Bekanntschaften wird der Museumsleiter im Sommer am Ziel sein. Dann beginnt sich das Wasserrad zu drehen. Und schon tüftelt Walter Gsänger an Plänen, wie er damit eine der Maschinen seines Museums antreiben könnte. **MONIKA DREYKORN**

Gewachst, gebatikt, bossiert und geätzt

Alltagskultur und Festtagsbräuche im Reich der Sorben



Albert Kretschmer:
Kahnfahrt zur Hochzeit,
Chromolithografie, Ende 19. Jh.,
Preußen-Spreewald Blatt 17,
Heimatmuseum Dissen, Foto: Archiv



Sorbischer Hochzeitszug
in Burg/Spreewald,
Foto: R. Weisflog



Sorbische Ostereier,
Foto: R. Weisflog

NIEDERLAUSITZER SORBISCHES DORFMUSEUM BLOISCHDORF // DOLNOLUZYJSKI SERBSKI WEJSNY MUZEJ BLOBOSOJCE //

GUTSWEG 1 // 03130 BLOISCHDORF

HEIMATMUSEUM DISSEN // HAUPTSTR. 32 // 03096 DISSEN

SORBISCHE BAUERNSTUBE HEINERSBRÜCK/MOST // HAUPTSTRASSE 2A // 03185 HEINERSBRÜCK

SORBISCHE HEIMATSTUBE JÄNSCHWALDE // SCHULSTR. 46 // 03197 JÄNSCHWALDE

HEIMATSTUBE BURG // AM HAFEN 1 // 03096 BURG/SPREEWALD

SORBISCHE WEBSTUBE DREBKAU // SERBSKA TKAJARSKA SPA DRJOWK // AM MARKT 10 // 03116 DREBKAU

WENDISCHES MUSEUM - SERBSKI MUZEJ, COTTBUS // MÜHLENSTR. 12/MLYNSKA DROGA 12 // 03046 COTTBUS/CHOSEBUZ



Spreewälderin
auf dem Fahrrad,
Foto: B. Choritz

»SIND WIR SCHON IN POLEN?« Erstaunt versucht ein Besucher die Bildunterschrift in der Museumsscheune Bloischdorf zu enträtseln. Aber nein, hier sei man immer noch in Brandenburg, versichert der Museumsmitarbeiter, nämlich im südöstlichsten Zipfel, der Niederlausitz. Hier leben bis heute Sorben und Deutsche mal mehr, mal weniger friedlich nebeneinander. Das kleinste slawische Volk, die Sorben oder Wenden, wie sie auch bezeichnet werden, sind Nachfahren jener slawischen Stämme, die im Zuge der Völkerwanderung vor mehr als 1400 Jahren das Land zwischen Oder und Elbe, zwischen Ostsee und den deutschen Mittelgebirgen besiedelten. Zu Luthers Zeiten reichte das sorbische Sprachgebiet noch bis Wittenberg. Die erste Übersetzung der Lutherbibel erfolgte 1548 ins Sorbische, obwohl der Reformator dies keineswegs für lohnenswert erachtete, da die Sprache – so Luther – in 100 Jahren sowieso ausgestorben sei. Doch die sorbische Kultur hat die Zeiten überdauert. Heute leben 60 000 Sorben in der sächsischen Ober- und der brandenburgischen Niederlausitz.

UND DIE ZEUGNISSE ihrer Alltagskultur werden nun in Bloischdorf mit großer Sorgfalt gesammelt. Perspektivisch wird hier das Freilichtmuseum für bäuerliche Lebensweise der Niederlausitz aufgebaut, denn die sorbisch-deutschen Dörfer haben im vergangenen Jahrhundert einen großen Wandel erfahren. Bedauerlich ist das langsame Verschwinden der Holzarchitektur und der typischen Hofanlagen. Diese »regionale Hauslandschaft« zu erhalten, ist angestrebtes Sammlungsziel des engagierten Heimatvereins, der das Museum betreut. Historische Gebäude, die dem Abriss oder Verfall preisgegeben sind, sollen durch die Umsetzung in das Dorfmuseum erhalten bleiben. 2000 Objekte sind seit 1999 zusammengetragen und aufgearbeitet worden. Vieles ist in der zweisprachig beschrifteten Museumsscheune zu besichtigen.

WÄHREND DER ALLTAG seinen Tribut fordert, konnten die Sorben ihre traditionellen Bräuche wie das Osterreiten über die Zeiten retten. Heute sind sie weit über die regionalen Grenzen hinaus bekannt und locken die Neugierigen an. Wer die Lausitz an Festtagen besucht, könnte glauben, die Zeit sei stehen geblieben. Junge Mädchen, Frauen und Kinder in reich verzierten Trachten, mit bunt bestickten Tüchern und ausladenden Hauben flanieren über Straßen und Plätze, schwenken ungezählte übereinander gezogene Röcke im Tanz. Die schönsten Stücke aber werden unter anderem im Heimatmuseum Dissen verwahrt. Neben Alltagstrachten, die in den letzten Jahren fast vollständig aus dem Straßenbild verschwunden sind, bezaubern die edlen Festtagstrachten in ihrer Vielfältigkeit den Besucher. Auch Männertrachten, die bereits im 19. Jahrhundert abgelegt wurden, sind in Dissen zu sehen. Aber nur weil die Sorben gelernt haben, ihre Schätze zu hüten, heißt das noch lange nicht, dass sie sich ihren Nachbarn verschließen. Im Gegenteil, in Heinersbrück leihen die Mitarbeiterinnen der Heimatstube einen Teil der Trachten sogar aus. Unkundigen wird beim durchaus komplizierten Anlegen der Röcke, Tücher, Bänder und Hauben geholfen. Natürlich wird der wertvollere Teil der Sammlung in der Heimatstube behütet und ist ausschließlich zu bewundern.

DIE JAHRELANGE Sammlungstätigkeit des Niederlausitzer Wissenschaftlers Lothar Balke bildet den Grundstock der Sorbischen Webstube Drebkau. Beeindruckend ist die mehr als 2000 Objekte umfassende Ostereiersammlung. Über Jahre hat Lothar Balke die schönsten gewachsen, gebatikten, bossierten und geätzten Ostereier der Region zusammengetragen. Hilfreich für seine Sammelleidenschaft ist der 1951 ins Leben gerufene Wettbewerb »Das schönste sorbische Osterei«, der einen jährlich wiederkehrenden Fundus bietet. Zum Vergleich der Muster und Techniken des sorbischen Eierverziers hat der Sammler ergänzend aus 40 Ländern der Welt Einzelstücke zusammengetragen – eine den Besucher heiter stimmende Präsentation.

IM WENDISCH-DEUTSCHEN Heimatmuseum Jänschwalde, gleich neben dem riesigen Braunkohletagebau und den hoch aufragenden Kühltürmen des Kraftwerkes, werden Zeugnisse dörflichen Handwerks und bäuerlicher Lebensweise der seit Jahrhunderten gemischten Bevölkerung gesammelt. Über die Sorben des Spreewaldes informiert die kleine, aber feine Heimatstube in Burg.

FACHLICH BETREUT werden die Heimatstuben von ihrer großen Schwester, dem Wendischen Museum Cottbus. Die über 7000 Objekte umfassende Sammlung des Museums schließt alle Lebensbereiche der Sorben ein: von der 1200 Jahre alten Lausitzer Keramik, über Text- und Liedgut des 18. Jahrhunderts bis hin zu zeitgenössischen Bildwerken sorbischer Künstler. Zur Wiedereröffnung des Museums 1994 konstatierte Ministerpräsident Manfred Stolpe: »Eines wollen wir hier nicht verschweigen: Eine wendische Urgroßmutter hat doch eigentlich jeder bodenständige Brandenburger.«

WIE VIELE ZEUGNISSE der sorbischen Lebensweise in der Niederlausitz zusammengetragen und bewahrt wurden, kann niemand sagen. Gesammelt wird noch heute, zum Beispiel in den Dörfern, die dem Braunkohlebagger zum Opfer fallen. Und das Sammlungsgebiet ist auch ansonsten nicht abgeschlossen, denn sorbisch gelebt wird heute und morgen. MAREN ULBRICH



Stiften gehen!

Die Bremer Bürger und ihr Focke-Museum

KOMMT MAN in das neue Schaumagazin des Focke-Museums in Bremen, so leuchtet einem bald die Schrift eines großen Neonwerbeschildes entgegen: »Pfeifen Schöner«. Dahinter ist ein Tabakladen aufgebaut, dessen geschwungene Regale und Tresen deutlich die Herkunft aus den 1950er-Jahren verraten. Liebevoll eingerichtet mit Tabakdosen und Pfeifen, Zigarrenkisten und Raucherzubehör wirkt der Laden, als ob er jederzeit wieder in Betrieb gehen könnte. So muss es auch der ehemalige Besitzer dieses Geschäfts empfunden haben, denn bei der Eröffnung des Schaumagazins im letzten Jahr verließ er seinen Laden den ganzen Tag kaum. Von 1954 bis zum Frühjahr 2000 hatte er das Geschäft in der Nähe des Bremer Hauptbahnhofs betrieben. Als er es altersbedingt aufgab, schenkte er die gesamte Einrichtung, die nahezu unverändert die Jahre überdauert hatte, dem Landesmuseum. Diese Freigiebigkeit hat in Bremen Tradition. Dabei gelangen nicht nur Alltagsgegenstände in die Sammlungen. Geht man in dem Schaumagazin ein Stück weiter, steht man vor einem prächtigen Gemälde aus dem frühen 18. Jahrhundert, das den bremischen Ratsherrn Melchior Holler als Kind darstellt. Das Bild setzt den Bürgermeistersohn wie den Thronfolger eines Herrscherhauses in Szene und weist alle Attribute eines fürstlichen Standesporträts auf.

Es zeigt das frühe Selbstbewusstsein der vermögenden und einflussreichen bürgerlichen Familien der Hansestadt. Und von den Nachkommen einer solchen Familie, nämlich der des bekannten Bremer Bürgermeisters Johann Smidt, wurde es zusammen mit fast fünfzig anderen Objekten – Bildern, Medaillen und Dokumenten – dem Museum vor einigen Jahren geschenkt. Schon seit Beginn des 20. Jahrhunderts hatte die Familie Smidt immer wieder Gegenstände aus dem Familienbesitz dem Focke-Museum als Leihgaben überlassen, die sie jetzt dem Museum endgültig übereignete.

DASS IN ALLEN Schichten der Bevölkerung eine große Bereitschaft bestand und besteht, dem seit über 100 Jahren bestehenden Museum Zeugnisse der Vergangenheit zu schenken, zeigt ein Blick in die Inventarlisten: Mehr als 90 Prozent des Sammlungsbestandes sind auf diesem Wege in das Bremer Landesmuseum gekommen. Das reicht vom wertvollen Barockschrank bis zum Stauerhaken aus dem Hafen, vom Jugendstilglas bis zum Paddelboot und von der Fotosammlung bis zum Automobil. Denn tatsächlich ist auch die im Museum ausgestellte silberfarbene »Isabella«, ein Glanzstück der legendären Bremer Autofabrik Borgward aus

den 1950er-Jahren, ein Geschenk. Ein besonderes Objekt, denn dies fahrbereite Exemplar, das unter Sammlern viele Tausend Euro wert wäre, stammt von einem ehemaligen Borgwardarbeiter, der das Auto bis über sein 90. Lebensjahr hinaus gefahren hat. Wie sich erst später herausstellte, ist der Stifter auch noch an einem anderen Ort im Museum präsent. In der Abteilung über »Bremen in der NS-Zeit« ist sein Name unter den Antifaschisten verzeichnet, die von den Nazis nach 1933 verfolgt und eingesperrt wurden. So ist diese Schenkung in doppelter Hinsicht ein Beitrag zur Stadtgeschichte.

AUF DIE SCHENKFREUDIGKEIT der Bremerinnen und Bremer ist das Museum allerdings auch angewiesen, denn es hat keinen eigenen Etat für Ankäufe. Wenn also ein wichtiges Objekt tatsächlich gekauft werden muss, so geht das nur, wenn eine der Stiftungen einspringt, die in der Tradition hanseatischen Mäzenatentums in der Stadt wirken und dem Museum immer wieder unter die Arme greifen. Diese Stiftungen und das Engagement von Firmen und Privatleuten haben auch bewirkt, dass die gesammelten Schätze nun konservatorisch fachgerecht aufbewahrt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können. Denn ein großer Teil der kulturgeschichtlichen Objekte war jahrzehntelang in ungeeigneten Provisorien – in Speichern und sogar in einem Krematorium – ausgelagert, da es an Magazinräumen mangelte. Nun wurde ein neues Magazin angebaut, sodass die Sammlungen endlich alle zusammengeführt werden konnten. Dabei war selbstverständlich, dass der würfelförmige, fensterlose Neubau alle modernen technischen Bedingungen für ein Museumsdepot erfüllen musste. Weniger selbstverständlich war, dass ein erheblicher Teil der bislang verborgenen Magazinbestände den Besuchern zugänglich gemacht wurde. Auf zwei Etagen werden rund 8000 Gegenstände gezeigt, die auf bislang einmalige Weise inszeniert wurden: Kulturgeschichte ist das Ergebnis menschlichen Handelns, also wurden die Objekte Tätigkeitswörtern zugeordnet, sortiert nach dem Alphabet. Das geht dann durch 25 Abteilungen von »A« für »Anfangen« über »G« wie »Gestalten«, »N« wie »Navigieren« und »S« wie »Spielen« bis zu »Z« wie »Zu Grabe tragen«. Bei diesen Gruppen finden sich ganz unterschiedliche Gegenstände. Bei »E« wie »Erfinden« stehen die frühen elektrischen Staubsauger neben den Erfindun-



Porträt des Melchior Holle, Focke-Museum, Bremen, Foto: Almut Schöffler

gen aus der Bremer Raumfahrtindustrie, bei »T« wie »Tönen« finden sich nicht nur Musikinstrumente sondern auch die Radios, Tonbandgeräte und die Pausenzeichenmaschine von Radio Bremen. Man kann also stöbern wie auf einem alten Dachboden, erhält aber auch alle Informationen über die Objekte, die durch Computerterminals und akustische Führer erschlossen werden. Und es ist sogar noch etwas Platz vorhanden für das, was die Bremerinnen und Bremer dem Focke-Museum in Zukunft noch schenken werden – unter »W« wie »Wünschen«. HEINZ-GERD HOFSCHEIN

»E« wie »Erfinden« im neuen Schaumagazin, Foto: Sigrid Sternebeck



Borgward »Isabella F«, Foto: Almut Schöffler





Grabgänge im oligozänen Meeressand von Steinhardt/Sobornheim, Foto: Klaus Naumburg

Die enorme Weite der Vergangenheit

Privatsammlung präsentiert fossile Kostbarkeiten im Paläontologischen Museum Nierstein

»**DIE ARBEIT MIT FOSSILIEN** hat etwas von Goldsuche, da gehen Kinderwünsche in Erfüllung.« Die Augen von Harald Stapf leuchten. Die Faszination seines Hobbys hat er offenbar von seinem Vater geerbt. Auch Arnulf Stapf liegt die Schatzsuche im Blut. Ein Leben lang hat er ihr die Treue gehalten. Begonnen hat alles vor über einem halben Jahrhundert. Als 9-Jähriger stieß er in den Nachkriegsjahren beim Fischen im Rhein auf ein Blättchen Gold. Bei der Suche nach weiterem Rheingold fielen Muscheln und Schnecken aus dem Gestein – 30 Millionen Jahre alt: Die nicht mehr zu stillende Sammelleidenschaft des Arnulf Stapf für das »steinerne Gold« war geboren. Heute beherbergt die Privatsammlung des gelernten Elektrikers im Alten Rathaus des Weinstädtchens Nierstein über 2000 Fossilien und spannt einen Bogen von den Rheinhessischen Fundorten über ganz Europa.

HAT DER MUSEUMSBESUCHER den Eingang mit dem Stumpf eines Mammutbaums als steinernem Torwächter passiert, erwarten ihn sogleich einige Glanzstücke. Auf eine zweieinhalb Meter lange Platte ist Stapf besonders stolz: Derart vollständig kann man neun Seelilien nur selten sehen. Das gut erhaltene Knochengerrüst einer Seekuh aus dem Mainzer Becken – vor 30 Millionen Jahren ein Flachmeer – und die Trittsiegel eines frühzeitlichen Sauriers überraschen durch ihre Größe, eine Seeigelplatte durch ihre hervorragende Erhaltung. Genau diese Funde geben Wissenschaftlern exakte Aufschlüsse über das Aussehen der urzeitlichen Lebewesen. Durch den Hauptteil des Museums ziehen sich konzeptionell gesehen zwei rote Fäden: die zehn Erdzeitalter und die Fossilien. Durch ihre Verknüpfung ist die Entwicklung vieler Arten über einen Zeitraum von 500 Millionen Jahren nahezu lückenlos dokumentiert.

HERAUSRAGENDE OBJEKTE haben viele zu bieten, doch was zeichnet diese Privatsammlung aus? Die Finder der fossilen Kostbarkeiten sind zugleich die Museumsführer. So ist eine lebendige Präsentation mit jeder Menge Anekdoten garantiert. Besonders packend gibt sie mit schönstem nordpfälzischem Zungenschlag der mittlerweile 68 Jahre alte Bundesverdienstkreuzträger Stapf zum Besten. Sohn Harald hat über seine Begeisterung hinaus dem Hobby eine wissenschaftliche Basis gegeben. Zusammen mit dem Mineralogen Dr. Thomas Reinecke aus Bochum und Manfred Raisch aus Kaiserslautern hat der Designer in der belgischen Fachzeitschrift »Palaeontos« die Zähne von 23 Haifischarten katalogisiert. Die Zähne sind als wesentliche Zeugen der vor rund 30 Millionen Jahren lebenden Knorpelfische erhalten geblieben. Bei ihrer Arbeit

konnten sie erstmals eine neue Haiart bestimmen. Ganz klar, da kommen unbeschreibliche Glücksgefühle auf. Darüber hinaus schwärmt der 40-Jährige über die enorme Weite des Gebietes. Die Paläontologie verbinde Erkenntnisse aus Biologie, Physik und Chemie. Der Autodidakt entwickelte sogar eine neue spezielle Präparation: Lebensspuren in feinen Sanden werden durch Tränken mit dünnflüssigem Sekundenkleber so gehärtet, dass sie erstmals dreidimensional geborgen werden können. So finden sich im Niersteiner Museum Ausschnitte aus einer Sandgrube des nahen Steinhardt, in denen die Grabgänge eines Krebses als Röhrensystem erhalten sind.

DIE HOLOTYPEN DES MUSEUMS – Erstfunde, die als Basis für die Namensgebung einer neu dokumentierten fossilen Art fungieren – tragen neben Ortsnamen auch Bezeichnungen wie »Rohwedderi« oder »Beimbaueri«. So danken die Stapfs den Grundstücksbesitzern und Helfern für ihr Engagement bei der Bergung der Fossilien. Die Gemeinde Nierstein stellt die Museumsräume zur Verfügung. Der auf über 250 Personen angewachsene Förderverein kommt mit einem Jahresbudget von 5000 Euro aus. Geld wie die großen Institute konnten die beiden Sammler nie aufbringen. In ihre Philosophie passt, dass das Museum keinen Eintritt verlangt. »Damit würden wir doch unsere Stammgäste, die sich alle paar Monate die Neuigkeiten anschauen, verärgern«, betonen sie.

JEDEN SONNTAG führen sie durch die Welt der Fossilien. Rund 3000 Gäste werden jährlich gezählt. Wissenschaftler, Studenten und Schüler wissen die Kostbarkeiten genauso zu schätzen wie Familien. »Wir haben für jeden etwas dabei«, sagt Arnulf Stapf, der über die Anerkennung seitens angesehener Professoren bis ins ferne Kanada und Japan genauso stolz ist wie über die Auszeichnung für besondere Kinderfreundlichkeit des Hauses.

WIE SAGTE DOCH der Berliner Paläobotaniker Prof. Manfred Barthel 2003 in seiner Laudatio zum 30-jährigen Bestehen des Museums: »Es schafft den Brückenschlag von der Weiterbildung über die Freude hin zur dritten zentralen Facette eines Museums, dem Pflegen und Bewahren der Objekte für die Zukunft.« Da kaum einer besser weiß als Arnulf Stapf, dass auch die nächsten 30 Museumsjahre in der Erdgeschichte keine Dauer sind, ist sein größter Wunsch eine Museumsstiftung, um die Privatsammlung für die Nachwelt zu erhalten. ALEXANDER SCHRAMM

Arnulf Stapf bei der fossilen Schatzsuche, Foto: Manfred Reich



Saurierspur aus dem Rotliegenden von Nierstein, Foto: Klaus Naumburg



Haizahn aus dem oligozänen Meeressand von Eckelsheim/Rheinhausen, Foto: Klaus Naumburg

